

in dem damit vergleichbaren Emigrationskontext der Italoamerikaner/innen, in dem die Anpassung des Rituals gleichermaßen die Bewahrung einer eigenen Identität wie die Integration ins Aufnahmeland beförderte, wurde das Wort *padrino* zur Bezeichnung für den Mafiaboss. In diesem Zusammenhang geht Marina Nicoli der Frage nach, ob es sich dabei um eine Erfindung Mario Puzos, dem Autor der Saga „Der Pate“, handelte, oder ob diese semantische Verschiebung auf eine Konzeption von Patenschaft zurückgeht, in der gegenseitige, hierarchische Abhängigkeiten und Schutzversprechen eine zentrale Rolle spielten. Bräuche, literarische und filmische Darstellungen erinnern schließlich daran, dass die Protagonistinnen und Protagonisten der Taufe, wie hier der Pate (aber man könnte auch an die gute Fee der Märchenwelt denken), in ein familiales Naheverhältnis zueinander treten. Wenn dieses Verhältnis die Form von Verwandtschaft annimmt, kann es dem Kind Schutzinstanz und Vorbild sein, und als solches lebt es wohl im Kontext aktueller Veränderungen von Familie in anderer Gestalt fort.

*Sylvie Steinberg, Paris*  
*aus dem Französischen von Ulrike Krampfl*

Jürgen Schlumbohm, **Lebendige Phantome. Ein Entbindungshospital und seine Patientinnen 1751–1830**, Göttingen: Wallstein Verlag 2012, 574 S., EUR 34,90, ISBN 978-3-8353-1093-3.

Hier schöpft ein Autor aus dem Vollen. Jürgen Schlumbohm, der viele Jahre am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen geforscht und sich mit historischen Aspekten der Kindheit, mit Familienformen, Verwandtschaftsbeziehungen sowie Geburt und Geburtshilfe auseinandergesetzt hat, legt mit diesem Buch eine Monographie zu jenem Hospital vor, das keiner besser kennt als er. Das Göttinger „Accouchierhaus“, 1751 nur wenig später als die Hannoversche Landesuniversität gegründet und in den 1780er Jahren mit einem imposanten, heute noch bestehenden Neubau ausgestattet, ist das Paradebeispiel einer Gebärenanstalt: Aus einem aufklärerischen Impuls geschaffen und von Beginn an als stationär-klinische Einrichtung Teil der Universität, vereinte es in sich all jene Ansprüche, die im 18. Jahrhundert an eine Anstalt dieser Art gestellt wurden. Es wollte dem Kindsmord vorbeugen, Mütter und Kinder medizinisch optimal betreuen und den Geburtshelfern während ihrer akademischen Ausbildung Anschauungs- und Übungsmaterial bieten. Die Geburtshilfe wurde im 18. Jahrhundert gerade erst von den Ärzten für sich entdeckt, den Hebammen sukzessive entrissen und mit akademischen Weihen ausgestattet; das Göttinger Haus hatte hier Vorbildcharakter und motivierte andere deutsche Städte, ebenfalls Gebärenanstalten einzurichten. Auch die architektonische Umsetzung brachte dem Haus viel Anerkennung. Als „Accouchier-Palast“ (40) bezeichnet, war es ganz nach den Gesichtspunkten moderner Spitalsarchitektur errichtet; es hatte kleine Zimmer, erlaubte den Zutritt ausreichender fri-

scher Luft und beherbergte auch die Wohnungen des Direktors, der Haushebamme und des Verwalters, die auf diese Weise mit den Gebärenden, Hebammenschülerinnen und angehenden Geburtshelfern eine hierarchische Gemeinschaft unter der Oberaufsicht des Direktors bildeten.

Viele Mediziner wählten die Universität Göttingen wegen der sich ihnen hier bietenden Möglichkeit der praktischen geburtshilflichen Ausbildung, obwohl sie sich, wie Schlumbohm berechnet hat, angesichts der eher geringen Geburtenzahl im Haus – es waren nie mehr als 16 Frauen anwesend – mit den Hebammenschülerinnen in ständiger Konkurrenz „um eine relativ knappe Ressource“ (170) befanden und weit seltener in der Praxis bewähren konnten, als man annehmen mag. Natürliche Geburten blieben den Hebammenschülerinnen überlassen, männliche Geburtshelfer kamen nur bei Entbindungen zum Einsatz, die die Anwendung von Instrumenten erforderlich machten – was sich freilich häufig als Definitionssache darstellte.

In drei Hauptteilen – „Die Institution und die Personen“, „Können vermitteln, Wissen schaffen“, „Die Patientinnen: Leidende, Handelnde“ – entwickelt Schlumbohm die Geschichte des Hauses, wobei sein zentrales Interesse der dreißigjährigen Direktionszeit (1792–1822) Friedrich Benjamin Osianders (1759–1822) gilt, dessen Name untrennbar mit der Anstalt verbunden ist und der schon unter seinen Zeitgenossen für eine stark interventionistische Geburtshilfe stand; nicht zufällig ging er als „Zangendoktor“ (53ff.) in die Geschichte ein. In den dreißig Jahren seiner Direktion wurde die Zange bei vierzig Prozent der Geburten angewendet. Wie bei seinen Vorgängern – Johann Georg Roederer (1792–1763), Heinrich August Wisberg (1739–1808) und Johann Heinrich Fischer (1759–1814) – sowie seinen Nachfolgern – Ludwig Mende (1779–1832) und Eduard von Siebold (1801–1861) – konnte auch Osiander auf die typische Karriere eines akademischen Lehrers mit Privatpraxis verweisen. Er nahm an der wissenschaftlichen Diskussion seiner Zeit intensiv teil und suchte sein Wissen durch Beobachtung sukzessive zu vermehren: Er sammelte anatomische Präparate und Instrumente (Teile seiner Sammlung sind heute noch erhalten), schuf eine Bibliothek und führte Buch über jede Geburt. So hinterließ er der Nachwelt ein Kompendium von geburtshilflichen Fallgeschichten und Jürgen Schlumbohm eine Quellenlage, wie sie nicht besser zu wünschen ist. Für die Jahre 1791–1887 sind die Aufnahmebücher vollständig erhalten (Schlumbohm wertete sie bis 1829 aus), daneben gibt es Tagebücher, in denen die Ergebnisse der Patientinnen-Befragungen und der Untersuchungen sowie Prognosen festgehalten sind, weiters Fallnotizen in den Kalendern der Anstalt.

Schlumbohm reflektiert diese Quellensituation wiederholt und betont seinen Anspruch, „die Texte so sorgfältig zu studieren, dass sowohl die Stilisierung als auch das zwischen den Zeilen Stehende, Brüche und Lücken deutlich werden“ (158). Sein Ziel, die Schwangeren und Gebärenden sichtbar und „womöglich ihre Stimme vernehmbar zu machen“ (158), gelingt ihm teilweise. Es schiebt sich dennoch immer wieder der ärztliche Blick in den Vordergrund: Letztlich hatte – das ist Faktum und wird von Schlumbohm auch ausdrücklich thematisiert – der Direktor im Hospital nicht nur die

Oberhoheit über das Geschehen, sondern auch das Monopol hinsichtlich der Art der Darstellung (114). Die Frauen bleiben damit, wie der Titel des Buches – eine Formulierung Osianders gebrauchend (389) – vorwegnimmt, „lebendige Phantome“, die stark auf ihre Körperlichkeit reduziert wahrgenommen werden. So kommt es in Schlumbohms Studie zu einer interessanten Gleichzeitigkeit verschiedener Fallgeschichten. Auf der einen Seite gibt es spannende Erzählungen, die für sich stehen könnten: etwa die spektakuläre Geschichte der „Insektenpatientin“ Sophie Schilling, einer Frau, die Osiander in seinen Göttinger Anfangsjahren gegen den Willen des städtischen Amtsarztes behandelte und deren Fall ihm den Anlass gab, das Gebärhaus noch deutlicher der Kompetenz (und damit auch Gerichtsbarkeit) der Universität zu unterstellen. Oder die Schilderung eines Todesfalls in seiner Privatpraxis, der zum Stadtgespräch wurde und ein publizistisches Nachspiel in einer Kontroverse über männliche und weibliche Geburtshilfe hatte. Dann die Geschichte eines seiner Schüler, des jüdischen Geburtshelfers Joseph Jacob Gumprecht, der den Lehrer später scharf kritisierte und durch die Ankündigung, ein Entbindungs-Clinicum in Göttingen zu errichten, zur Konkurrenz zu werden drohte. Oder auch der Lebenslauf Charlotte Heilands, die – aus einer einflussreichen Professoren- und Arztfamilie kommend – ein Medizinstudium absolvierte, bei Osiander lernte und schließlich 1819 als Geburtshelferin bei der Geburt der späteren englischen Königin Victoria Berühmtheit erlangte.

Neben diesen ausführlichen Erzählungen gibt es auf der anderen Seite eine Fülle kurzer Fallgeschichten, die Schlumbohms Buch dick – und seinen Reichtum aus/machen: Es sind Berichte von Unterschichtsfrauen und damit von Armut und Elend, und natürlich vor allem Darstellungen der Entbindungen dieser Frauen – sehr körpernahe, bisweilen daher gewissermaßen intime Geschichten, die erst in ihrer Gesamtheit zu sprechen beginnen. Nur in einem Fünftel der Entbindungsprotokolle ist, so der statistische Befund, die Stimme der Schwangeren zu hören (413). Im überwiegenden Teil der Fälle wurde dabei jedoch von Osiander stereotyp notiert, dass die Frauen während der Geburt „Hilfe erbaten“, was nichts anderes als die Rechtfertigung dafür war, dass er in der Folge die Zange einsetzen konnte.

Schlumbohm macht wiederholt deutlich, dass die männliche Geburtshilfe von diesen Frauen vielfach als Zumutung empfunden wurde. Das Überschreiten von Schamgrenzen war nur bei der zumeist ledigen Klientel des Gebärghauses möglich; die abwertende Etikettierung dieser als „liederliche Weibspersonen“ immer auch den Ruf der Anstalt bedrohenden Frauen war die Regel. Die Frauen, die hier der geburtshilflichen Ausbildung zur Verfügung standen, waren in ein enges Korsett von Regeln und Verpflichtungen gepresst. Sie kamen oft von weit her und mussten während der Anwesenheit im Haus, wo Ausgang nicht und der Empfang von Besuchen kaum möglich waren, ihre sozialen Kontakte vollkommen zurückstellen. Im Gegenzug erhielten sie Unterkunft und Versorgung vor, während und nach der Geburt. Die Anstalt, in der sie durchschnittlich fünfzig Tage verbrachten, übernahm die Kosten der Taufe beziehungsweise im Todesfall des Begräbnisses für das Kind, sie bot den unverheirateten Frauen in

der hauseigenen Kapelle eine dezente Erledigung der Kirchenbuße und garantierte ihnen, dass – sollten sie in der Anstalt sterben – weder ihre noch die Körper ihrer Kinder an die Anatomie geliefert würden (454). Das war ein weiteres Angebot des Gebärdhauses, denn die Sektion an einem Ort, an dem auch hingerichtete Verbrecher seziiert wurden, galt als Schande und nachträgliche Bestrafungsform.

Sehr genau arbeitet Schlumbohm die Verhandlungen zwischen Arzt und Gebärdenden heraus. Das Bestreben des Arztes ging dabei immer dahin, das Wissen der Frauen über ihre Schwangerschaft, über den Zeitpunkt der Konzeption und der erwarteten Niederkunft als gleichsam statistisches Material zu akkumulieren. Die Frauen waren wiederum bemüht, sich ihrer Rolle bestmöglich zu entwinden, indem sie sich etwa erst sehr spät im Gebärdhaus meldeten, den Beginn der Wehen möglichst lange verheimlichten oder – das freilich nur sehr selten – heimlich entwichen. Die Zahl jener, die sich den Zumutungen des Gebärdhauses auf die eine oder andere Art zu entziehen versuchten, hielt sich übrigens die Waage mit der Zahl jener, die für eine zweite oder dritte Geburt wieder kamen (432). Es war immer eine Frage der Alternativen, ob sich eine Frau an die Anstalt wandte oder nicht.

In dem flüssig geschriebenen Buch, das sein Thema unter ansprechenden Titeln entwickelt, erhält man auch einen anschaulichen Blick in universitäre Machenschaften und Intrigen, erfährt viel über das Leben der Studenten in der aufstrebenden Universitätsstadt, über die Kosten eines Studiums und natürlich über die medizinischen Vorstellungen der Zeit. Themen sind auch das Kindbettfieber (109) und seine Behandlung, Gesichtslagen, Steiß- und Fußgeburten, Wendungen – die für das Kind übrigens gefährlichste Operation (436) –, Zangentraktionen sowie die wenigen (noch durchwegs tödlich endenden) Kaiserschnitte. Schlumbohms Buch ist ein Lesebuch im wahren Sinn des Wortes, eine breite theoretische – und vor allem explizite – Fundierung des Themas bietet es nicht; vielleicht ist das auch gar nicht nötig, hat das der Autor doch vielfach anderswo geleistet. Was die Rezensentin aber gerne gewusst hätte, ist, warum gerade die Jahre 1791–1829 als Untersuchungszeitraum ausgewählt wurden und wie es mit dem Accouchierpalast danach weiterging. Vielleicht bleibt das einer Fortsetzung der Studie vorbehalten.

*Verena Pawlowsky, Wien*

Sonja Kmec in Zusammenarbeit mit dem Cid-femmes Hg., **Das Gespenst des Feminismus. Frauenbewegung in Luxemburg. Gestern – heute – morgen**, Marburg: Jonas Verlag 2012, 168 S., 91 Abb., EUR 25,-, ISBN 978-3-89445-465-4.

158 Etwas zugespitzt formuliert mag es manche/n Leser/in überraschen, dass sich mit dem Thema „Frauenbewegung in Luxemburg“ ein Buch füllen lässt. Wer diese Haltung bestätigt sehen will, wird dann auch gleich darauf verweisen, dass der von Sonja Kmec